

Was soll das für ein Anfang sein? Was mag sich Thomas Bernhard dabei gedacht haben, seinen Roman „Das Kalkwerk“ (1970) so einsetzen zu lassen: „... wie Konrad vor fünfeinhalb Jahren das Kalkwerk gekauft hat, sei das erste die Anschaffung eines Klaviers gewesen, das er in seinem im ersten Stock gelegenen Zimmer habe aufstellen lassen.“ Ein Text ist das, der mit der Tür ins Haus fällt, der suggeriert, dass sein Auftakt gar nicht der Beginn der Geschichte sei, sondern ein willkürlicher Startpunkt, der leicht durch einen anderen zu ersetzen wäre. Und ein Text, der ein Satzzeichen auf ungewöhnliche Weise adelt.

Die konjunktivbeseelte Suada, die einem an einer Studie über das Gehör arbeitenden und seine Ehefrau quälenden Protagonisten gilt, scheint weder Anfang noch Ende zu kennen, was die drei so harmlos daherkommenden Auslassungspunkte verdeutlichen. Hier ist der Autor offenbar nicht mehr Herr seines Tuns, überlässt es seinen Leserinnen und Lesern, sich selbst auszudenken, was den drei ominösen Punkten vorangegangen sein mag.

Thomas Bernhards Kunstgriff, aus dem sich eine Wesensbeschreibung der oft Fragment bleibenden modernen Literatur ableiten ließe, zeigt, was in diesem vielfach unterschätzten und gering geachteten Satzzeichen steckt, das optisch je wenig hermacht: Es hat nicht die schlanke Klarheit des Ausrufezeichens, nicht die verschlungene Offenheit des Fragezeichens und schon gar nicht den ästhetischen Charme des Semikolons.

Kein Wunder, dass sich der Duden in seinen Regeln zur Rechtschreibung und Zeichensetzung wortkarg gibt, wenn er die Auslassungspunkte verhandelt. Während Komma oder Bindestrich seitenweise mit Erläuterungen bedacht werden, führen unsere Auslassungspunkte ein Schattendasein. Gerade mal eine dreiviertel Seite wird ihnen zugestanden, weniger als dem Schrägstrich oder dem Doppelpunkt. Das bisschen, was sich zu ihnen offenbar sagen lässt, folgt im Wesentlichen den Ausführungen, die bereits der Lexikograph Johann Christoph Adelung Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte, als sich die Auslassungspunkte gegen die konkurrierenden dreifachen Gedankenstriche oder die Gleichheitszeichen durchsetzten. Den Duden-Vorgaben zufolge zeigen die drei Punkte an, dass – wir sind nicht überrascht – etwas ausgelassen wird. Sieht man von wissenschaftlichen Arbeiten ab, wo die von eckigen Klammern eingerahmten Punkte Übersprungenes in Zitate signalisieren, sei das Satzzeichen dazu da, Ausgelassenes „in einem Wort, Satz oder Text“ zu spiegeln.

Was damit gemeint ist, lässt sich leicht verstehen. Die platzsparenden Punkte setzen beispielsweise darauf, dass es nicht immer nötig ist, satssam Bekanntes auszuformulieren. In Wendungen wie „Wer anderen eine Grube gräbt ...“ oder „Solange du deine Füße noch ...“ wird darauf vertraut, dass das Unausgespro-

Lob der Ausgelassenheit

Vorgespiegelte Gedanken?

Von der Bedeutung der Auslassungspunkte als unterschätztes Satzzeichen in der Literatur

Von Rainer Moritz

chene vom Leser selbständig ergänzt werden kann. Das gilt auch, wenn man den Auslassungspunkten aufbürdet, auf sittliche Empfindsamkeiten Rücksicht zu nehmen und das Publikum vor Vulgärem oder vermeintlich Vulgärem zu schützen. So erschien Jean-Paul Sartres Theaterstück „La putain respectueuse“ noch lange nach seiner Erstveröffentlichung 1947 mit „p...“ im Titel, da man das Wort „putain“ (Hure) für unzumutbar hielt. Eine solche schonende Interpunktion ist heute selten anzutreffen, wenngleich in pruden amerikanischen Kreisen das geläufige „Fuck“ in Filmen gern mit einem Tonzeichen überspielt oder schriftlich mit Auslassungspunkten oder Sternchen abgekürzt wird – und so die Aufmerksamkeit umso mehr auf sich lenkt.

Das berühmteste Beispiel der deutschen Literatur stammt aus Goethes Sturm-und-Drang-Drama „Götz von Berlichingen“, wo der Titelheld keine Scheu vor klaren Worten kennt: „Sag Deinem Hauptmann: Vor Ihro Kayserliche Majestät, hab ich, wie immer schuldigen Respect. Er aber, sags ihm, er kann mich im Arsch lecken.“ Spätere Fassungen wollten das recht konkrete Bild abschwächen, machten aus „im“ ein „am“ oder verkürzten die Aufforderung generell zu einem

„Er kann mich ...“. Das auch als Schwäbischer Gruß bekannte Götz-Zitat erfuhr weitere Eindampfungen, die schließlich sogar die Auslassungspunkte überflüssig machten. Bis heute erfreut sich der Ausruf als „(Ja), leck mich (doch)“ in Alltagsdialogen nicht nur in Schwaben großer Beliebtheit und ist keineswegs nur als Beleidigung zu verstehen. Ein hinausposauntes „Ja, leck mich!“ gilt so im Raum Stuttgart als Ausdruck freudiger Überraschung.

Zum – durchaus umstrittenen – Faszinosum avancieren die Auslassungspunkte, wenn nicht sofort klar ist, wofür sie stehen. Sie spiegeln dann die Ohnmacht wider, Gedachtes und Gefühls in Worte zu bringen. Kein Zufall ist es, dass das Satzzeichen um 1900 einen ungeahnten Aufschwung erlebte – zu einer Zeit, als das so schwer verbalisierbare Unter- und Unbewusste quasi entdeckt und die Literatur von einer ausufernden Sprachkepsis ereilt wurde. Der Wiener Peter Altenberg war in seinen Kurztexten „Wie ich es sehe“ einer, der verschwenderisch Auslassungspunkte platzierte, und auch sein Landsmann Arthur Schnitzler, der in seinem Skandalstück „Reigen“ den Geschlechtsverkehr mit Gedankenstrichen symbolisierte, erwies sich als Virtuose des literarischen Stammelns, musterhaft vorgeführt in seiner Novelle „Leutnant Gustl“. Deren Erzählweise des inneren Monologs strebt an, die flottierende Gedankenwelt seines Helden abzubilden. Sätze brechen – im Versuch, den Bewusstseinsstrom nachzuahmen – ab, setzen neu an, werden durch vage Auslassungspunkte miteinander verbunden: „Muss auf die Uhr schau'n ... Ich seh nichts ... Wo sind denn meine Zündhöl-

zeln? ... Na, brennt eins an? ... Drei ... und ich soll mich um vier duellieren.“ Hier sagen die drei Punkte mehr über den willensschwachen Gustl als das, was er in Gedanken von sich gibt.

Die Neigung, das Nichtgesagte und Nichtsagbare in ein Satzzeichen zu verlagern, hat sich weit über den literarischen Impressionismus hinaus gehalten. Es steht in der Literatur, wenn die Figuren von ihrem inneren Reichtum überwältigt werden und ihre Rede jählings abbricht. Es steht heute in digitalen Dialogen, wenn es um Ironisierungen, Kommentierungen („...“) oder erotische Anspielungen geht. Und es hat seinen Platz, wenn wir in Lebenssituationen sind, wo das gesprochene Wort aus guten Gründen in den Hintergrund tritt: beim Sex. Kein Gedanke daran, sich unmittelbar vor dem Höhepunkt in geschliffenen Satzperioden zu ergehen; stattdessen versagt die Sprache, flüchtet sich in „Oh!“- oder „Oh, mein Gott!“-Ausrufe und in finale Auslassungspunkte, wie in „Vox“, Nicholson Bakers Telefonsexxklassiker: „Oh, es geht los, gleich komme ich für dich, mein Schwanz pumpt in dir ...“

So zu tun, als ließe sich in die gnadenlos überforderten Auslassungspunkte alles Mögliche an Bedeutsamkeit verfrachten, hat Kritiker auf den Plan gerufen – am vehementesten Theodor W. Adorno in seinem Essay „Satzzeichen“ (1956), der ein solches Vorgehen als billiges, Leere überdeckendes Täuschungsmanöver entlarven wollte. In seiner Lesart suggerieren die Auslassungspunkte die „Unendlichkeit von Gedanken und Assoziation, die eben der Schmock nicht

hat, der sich darauf verlassen muss, durchs Schriftbild sie vorzuspiegeln“. Wer also wie mit dem Salzstreuer Auslassungspunkte über seine Texte (und heute auch: über seine digitalen Kurzmitteilungen) verteile, spare sich die Mühe, eigene Gedanken auszuformulieren – ein Taschenspielertrick, der beim Empfänger den Eindruck erwecken soll, es mit einem klugen, nachdenklichen Schreiber oder Absender zu tun zu haben.

Adornos meinungsstarkes Verdikt verdankt sich einer selbstsicheren Haltung, die zwischen „richtig“ und „falsch“ genau zu unterscheiden weiß und den Zweifel für ein zu überwindendes Phänomen hält. Es entspringt einem Denken, das zu eindeutigen Urteilen kommen will und deshalb den Klarheit verheißenden Punkt den unentschlossenen, dahindümpelnden Auslassungspunkten vorzieht. Die Schweizer Philosophin Christine Abbt hat 2009 in ihrem Aufsatz „Die Auslassungspunkte – Spuren subversiven Denkens“ zu deren Rehabilitation aufgerufen. In ihren Augen widersetzten sich die drei Pünktchen einer Punkt-Aus-Schluss-Basta-Mentalität und seien gar „Hoffnungsträger für mehr Freiheit und Partizipation“.

In dieser Perspektive gewinnen die Auslassungspunkte an Brisanz, denn sie nehmen dem Schreibenden einen Teil seiner Macht, verlangen vom Lesenden ein aktives Mitwirken, ein Fortschreiben des Textes. Wo Demagogen so tun, als gäbe es keine Grauzone, als ließe sich alles „auf den Punkt bringen“, da laden, so Abbt, die Auslassungspunkte zum Selberdenken ein und werden zu „Kieselsteinen im Getriebe“. Diese stören den reibungslosen Ablauf, weil sie keine Lösungen geben, sondern Unsicherheit ein-

räumen. Logischerweise finden sich in Parteiprogrammen oder Regierungserklärungen, die scheinbar keine Auslassungen nötig haben und über alles Bescheid wissen, höchst selten Auslassungspunkte.

Eine Einschränkung sei angemerkt: Bei aller Lobrede auf die Punkte des Ausparens lässt sich nicht übersehen, dass sich nicht überall, wo sie stehen, grandios Wichtiges verbirgt oder Vertreter einer subversiven intellektuellen Offenheit am Werk sind. Es gibt siebzig Jahre nach Adorno immer noch Menschen, die nichts zu sagen haben, sich empfindsam geben wollen und deshalb Auslassungspunkte anhäufen, sodass das Ausgelassene ein Nichts kaschiert. Ein Text, der nur aus Auslassungspunkten bestünde, wäre da die logische Konsequenz.

Man sieht, welche Bedeutungsverschiebungen harmlos anmutende Satzzeichen durchlaufen können. Gerade noch galt das Setzen von Auslassungspunkten als betrügerisches Verfahren, Wichtigkeit vorzugaukeln, da verheißten sie plötzlich einen sich wieder öffnenden Diskurs, als Aufforderung, Ambivalenz auszuhalten und sich resoluten Bescheidwissen entgegenzustemmen. Oder wie es im wunderbar offenen Schluss von „Effi Briest“ heißt: „Ach, Luise, lass ... das ist ein zu weites Feld.“ Klug, wie Fontane war, verzichtete er darauf, die Auslassungspunkte ganz ans Ende seines Romans zu stellen.

Rainer Moritz ist Autor, Literaturkritiker und Übersetzer. Vor Kurzem erschien von ihm „Mögen Sie Madame Bovary? Lieblingsfiguren der Weltliteratur“ (Kampa), in dem sich Auslassungspunkte nur zweimal finden.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Stefan George

Leo XIII

Heut da sich schranzen auf den thronen brüsten
Mit wechslermienen und unedelm klirren :
Dreht unser geist begierig nach verehrung
Und schaudernd vor der wahren majestät
Zum ernstn väterlichen angesicht
Des Dreiegekrönten wirklichen Gesalbten
Der hundertjährig von der ewigen burg
Hinabsieht : schatten schön erfüllten daseins.

Nach seinem sorgenwerk für alle welten
Freut ihn sein rebengarten : freundlich greifen
In volle trauben seine weissen hände ·
Sein mahl ist brot und wein und leichte malve
Und seine schlummerlosen nächte füllt
Kein wahn der ehrsucht · denn er sinnt auf hymnen
An die holdselige Frau · der schöpfung wonne ·
Und an ihr strahlendes allmächtiges kind.

›Komm heiliger knabe ! hilf der welt die birst
Dass sie nicht elend falle! einziger retter!
In deinem schutze blühe mildre Zeit
Die rein aus diesen freveln sich erhebe . .
Es kehre lang erwünschter friede heim
Und brüderliche bande schlinge liebe !<
So singt der dichter und der seher weiss :
Das neue heil kommt nur aus neuer liebe.

Wenn angetan mit allen würdezeichen
Getragen mit dem baldachin – ein vorbild
Erhaben prunks und göttlicher verwaltung –
ER eingehüllt von weihrauch und von lichtern
Dem ganzen erdball seinen segen spendet:
So sinken wir als gläubige zu boden
Verschmolzen mit der tausendköpfigen menge
Die schön wird wenn das wunder sie ergreift.

Helmuth Kiesel

Ein Name als Bürde und Ermutigung

Fast könnte man meinen, Stefan George hätte sein großes Gedicht auf Papst Leo XIII. nicht zwischen Herbst 1901 und Herbst 1902 geschrieben, sondern in den letzten Wochen dieses Frühlings. Denn was wäre aktueller als die Klage über gecken- oder schranzenhaft sich gerierende Machtmenschen, die mit „wechslermienen“ Regierungsgeschäfte betreiben, und das Flehen um Frieden, das, in der dritten Strophe in bewegenden Versen ausgesprochen, das politische Hauptanliegen dieses „Dreifachgekrönten“ und „wirklich Gesalbten“ war: Immer wieder hat Leo XIII. mit klugen und eindringlichen Worten gegen das Wettrüsten jener Jahre – 1898 begann mit dem ersten deutschen Flottengesetz die maritime Hochrüstung – protestiert und betont, dass Friede letztlich nicht durch Militarisierung, sondern nur durch Gerechtigkeit, Liebe und Solidarität unter den Menschen und Völkern zu erreichen und zu sichern sei.

Die ersten sechs Verse der dritten Strophe sind Georges Übersetzung der Hymne „In Praeludio Natalis Jesu Christi Domini Nostri“, die Leo XIII., ein exzellenter Lateiner, im Jahr 1901 verfasste. George entdeckte sie in einer Zeitung, trennte das Blatt heraus und legte es in sein Exemplar der lateinischen Dichtungen des Papstes.

Der rheinische Katholik George erlebte 1898, wie der damals fast neunzigjährige und überaus populäre Papst unter einem Baldachin über den Petersplatz getragen wurde und der niederknienden Menschenmenge seinen Segen spendete. Die vierte Strophe berichtet davon – und zugleich davon, dass auch der Dichter, sonst allem Massenhaften abhold, als unwillkürlich Gläubiger mit der plötzlich „schön“ scheinenden „menge“ zu Boden sank: ergriffen von dem „erhabnen prunk“

und dem in Leo XIII. erscheinenden „vorbild“ oder Inbegriff „göttlicher verwaltung“.

„Verwaltung“ ist ein Fremdwort in einem Gedicht und kommt in Georges Werk auch nur noch ein weiteres Mal vor. Es muss hier in emphatischem und religiösem Sinn verstanden werden: Der Papst ist der Sachwalter Gottes auf Erden, Repräsentant und Garant der göttlichen Ordnung; die Kulissen und Zeremonien, die ihn umgeben, sind Bestandteile einer katholischen „Ordnungsethik“ (Wolfgang Braungart), die von großer Faszination auch noch in säkularisierter Zeit ist. Den Grund dafür nennt George anfangs, wenn er davon spricht, dass „unser geist begierig nach verehrung“ sei, oder anders gesagt: vom Wunsch erfüllt, dass in dieser Ästhetik eine Heilsmöglichkeit aufscheine und dass es jemanden geben möge, der durch Persönlichkeit und Amtsführung, durch Wissen und Wirken Verehrung verdiente.

In Leo XIII., den sein Biograph Jörg Ernesti einen „Lehrer der Völker“ nennt, sah George solch eine verehrungswürdige Gestalt in der geläuterten, vergeistigten und fast schon entrückten Würde des hohen Alters. Nach dem „sorgenwerk für alle Welten“, das dieser Papst in den 25 Jahren seiner „verwaltung“ mit einer nie überbotenen Zahl von apostolischen Sendschreiben vollbrachte, ist ihm nun ein Lebensabend in den vatikanischen Gärten beschieden. Brot und Wein bilden seine symbolträchtige Speise, ergänzt um etwas Malve, einer Heilpflanze, die in der Antike zur Diätetik der Weisen gehörte. Und sein „sorgenwerk“ klingt aus in der dichterisch flehenden Bitte um Frieden.

George publizierte das Gedicht „Leo XIII“ 1902 in den „Blättern für die Kunst“ und nahm es 1907 in den Band „Der siebente Ring“ auf. Dort steht es in der Abteilung der

14 „Zeitgedichte“. Die meisten gelten der Gegenwartsbedeutung historischer Gestalten: Dante, Goethe, Nietzsche, Böcklin. Sie alle porträtiert und würdigt George in jeweils vier Strophen mit acht jambischen Fünfhebern, also vergleichsweise langen Versen und Strophen, die Raum für Darstellung und Reflexion bieten. Unter den Gewürdigsten ist als einziger weltlicher Herrscher Goethes Patron Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Neben ihm, aber weit ihn überragend, steht nur noch einer aus der Riege der Regenten: eben der 1903 verstorbene Papst Leo XIII., der „Lehrer der Völker“ und das „vorbild göttlicher verwaltung“. Für einen Nachfolger ist sein Name gewiss Auftrag, Verpflichtung und Bürde, ebenso gewiss aber auch Ermutigung.

Stefan George: „Der siebente Ring“. Sämtliche Werke in 18 Bänden, Band VI/VII. Mit einem Kommentar von Ute Oelmann. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1986. 241 S., geb., 28.– €.

Von Helmuth Kiesel ist zuletzt erschienen: „Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1918 bis 1933“. Verlag C. H. Beck, München 2017. 1304 S., geb., 58.– €. Der Nachfolgeband über die Jahre 1933 bis 1945 erscheint im September.



Mit dem Handy scannen:
Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden
Sie unter www.faz.net/anthologie.